

Friedolin Krentel

Von Laboratory Life zu Library Life: Skizzierung eines experimentellen Forschungsprojekts

2015

<https://doi.org/10.25969/mediarep/1152>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Krentel, Friedolin: Von Laboratory Life zu Library Life: Skizzierung eines experimentellen Forschungsprojekts. In: Friedolin Krentel, Alexander Friedrich, Anna Rebecca Hoffmann u.a. (Hg.): *Library Life. Werkstätten kulturwissenschaftlichen Forschens*. Lüneburg: meson press 2015, S. 9–31. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/1152>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Von *Laboratory Life* zu *Library Life*: Skizzierung eines experimentellen Forschungsprojekts

Friedolin Krentel

Aller Anfang ist schwer – ? eine Selbstbeobachtung zum Einstieg: *Ich sitze zuhause in meinem Arbeitszimmer an meinem Rechner. Oben links in einem neu geöffneten Word-Dokument blinkt der Cursor. Eigentlich will ich nun damit beginnen, die ersten Zeilen dieses Einführungskapitels zu Library Life zu schreiben. Das klappt allerdings nicht so richtig, ich finde keinen Einstieg. Daher verlege ich mich darauf, in dem Dokument erst einmal eine Liste von Stichworten zu sammeln. Diese sollen mir einerseits als potenzielle Überschriften des Einführungskapitels und als roter Faden dienen, andererseits Erinnerungstütze sein, mit welchen Inhalten ich die einzelnen Unterkapitel füllen könnte. Ergänzend füge ich per Copy & Paste-Funktion einige Passagen aus bisherigen Texten (eine Projektskizze und ein E-Mail Interview) hinzu, die im Rahmen des Projekts bisher entstanden sind. Ich merke aber schnell, dass mir das jetzt auch nicht weiterhilft. Ich komme immer noch nicht ins Schreiben dieses neuen Textes. Eher im Gegenteil, es scheint vielmehr dazu zu führen, dass ich mich sehr lange mit bereits geschriebenen Formulierungen und Textbausteinen aufhalte. Ich überlege, ob und wie diese vielleicht umzuformulieren wären, in welcher Reihenfolge ich sie anordnen soll und wie die Übergänge zwischen ihnen aussehen könnten. Eigentlich weiß ich ja aus der Erfahrung mit früheren Texten, dass die Zusammenführung von Textbausteinen häufig schwieriger und langwieriger ist, als die Passagen neu zu schreiben – eben weil ich mich oft nicht so ohne Weiteres von ihnen trennen will. Mein erster Impuls ist es dennoch – vielleicht auch dazu verleitet durch die technischen Möglichkeiten von Copy & Paste – zu versuchen, die bereits verschriftlichten Gedanken zu Library*

Life erneut zu nutzen. Vielleicht auch, um mir die Arbeit zu ersparen, bestimmte Gedankengänge erneut zu Papier bzw. in dessen digitales Äquivalent zu bringen.

Ich komme aber – wie gesagt auch nicht unerwartet – weiterhin nicht so richtig in Schwung und werde immer unzufriedener über meine Unproduktivität. Außerdem verspüre ich immer stärker den Drang, etwas anderes zu machen, mich abzu- lenken: etwas zu essen oder zu trinken oder meine E-Mails abzurufen – Hauptsache weg von dieser frustrierenden Erfahrung des Nichtvorankommens. Allerdings will ich den Text in einer ersten Fassung bis zum Wochenende fertig bekommen, damit die Arbeitsgruppe darüber diskutieren kann. Also versuche ich es nochmal etwas anders. Zunächst speichere ich das Dokument ab ... ich kann ja später noch daran weiterarbeiten ... und fahre den Laptop herunter. Anschließend suche ich Notizbuch und Bleistift auf meinem Schreibtisch und bemerke dabei, dass ich den unbedingt mal wieder aufräumen müsste. Ich nehme beides mit und gehe ins Wohnzimmer, wo ich mich auf das Sofa setze. Dort schlage ich eine neue leere Seite meines Notizbuchs auf und denke darüber nach, wie ich den Text beginnen soll. Aus dem Ärger über meine Unproduktivität heraus beginne ich, diese soeben durchlebte Situation zu beschreiben und habe damit endlich einen Einstieg in den neuen Text gefunden.

Es sind Situationen wie diese, die uns in diesem Buch interessieren. Auch wenn sie angesichts ihrer Alltäglichkeit wenig spektakulär und beschreibungswürdig scheinen, will dieses Buch eine Perspektive entfalten, mit deren Hilfe Selbstverständlichkeiten wissenschaftlicher Textproduktion auf neue Weise be- und hinterfragt werden können.

Dieses Vorhaben ist aus der Forschungsgruppe *Research Area 8: Cultures of Knowledge, Research, and Education* am *International Graduate Center for the Study of Culture* (GCSC) der JLU Gießen hervorgegangen. Dort haben wir uns seit Oktober 2011 mit verschiedenen Texten der Akteur-Netzwerk-Theorie (von nun an als ANT abgekürzt) beschäftigt. Beschränkte sich die Auseinandersetzung anfänglich auf die Lektüre und Diskussion der ANT, stellte sich, inspiriert durch Bruno Latours gemeinsam mit Steve Woolgar durchgeführte Studie *Laboratory Life* (Latour und Woolgar 1986), eine Art experimenteller Wendepunkt ein. Es entwickelte sich die Idee, uns unter dem Stichwort „Library Life“ und mit einer durch die ANT und die Laborstudien für die sozio-materielle Praktikizität naturwissenschaftlicher Erkenntnisproduktion geschärften analytischen Sensibilität an ein eigenes empirisches Projekt zu wagen. In diesem Kontext entschlossen wir uns dazu, die Praxis der eigenen Disziplinen in den Sozial- und Geisteswissenschaften unter die Lupe zu nehmen. Im Folgenden werden diese abkürzend als Kulturwissenschaften bezeichnen. Das hier vorliegende Buch ist das Ergebnis dieser Idee und ihrer gemeinsamen Entwicklung.

Im Bewusstsein verschiedener methodologischer wie auch analytisch unvermeidbarer Abkürzungen versteht sich unsere Studie als eine interdisziplinäre

Erkundung des Feldes kulturwissenschaftlicher Praxis. Unsere primäre Zielsetzung ist es, die in den Laborstudien und in deren Fortführung der ANT entwickelte analytische Perspektivität experimentell für die kulturwissenschaftliche Wissensproduktion zu übersetzen. Kann diese zum jetzigen Zeitpunkt zwar nicht den Anspruch erheben, theoretische Fragen abschließend zu beantworten (sofern das überhaupt möglich ist), so soll sie vielmehr dazu dienen, einzelne Themenkomplexe aus neuer Perspektive analytisch-beschreibend zu erschließen und darüber weitere Fragen und Anschlussstellen zu generieren, die für zukünftige Untersuchungen produktiv gemacht werden können. Neben diesem *erkundenden Charakter* verfolgen wir zudem den Anspruch, eine *kollaborative Arbeitsweise* zu erproben und diese in unserem Buch möglichst transparent zu machen.

In diesem einführenden Kapitel geht es nun vorrangig darum, den konzeptuellen und analytischen Boden für dieses Unterfangen vorzubereiten sowie die experimentelle Zielsetzung und kollaborative Arbeitsweise der interdisziplinären Forschungsgruppe und die daran angepassten methodischen Ansätze vorzustellen. Der Aufbau der Einführung vollzieht gewissermaßen den Entstehungsprozess unseres Forschungsprojekts schriftlich nach, indem folgende Punkte erläutert werden: (1) *Sensibilisierung* durch die ANT und die Laborstudien, (2) deren experimentelle *Übersetzung* in ein anderes Wissensfeld, (3) *Aushandlung* und Reflexion uns notwendig erscheinender *Abkürzungen* in der Durchführung und schließlich (4) die Auffächerung in die fokussierten *Einzelerkundungen*.

Sensibilisieren: *Laboratory Life* und die Laborstudien

Als Wegbereiter der von unserer Forschungsgruppe diskutierten Argumentationslinien der ANT können vor allem die in den späten 1970er Jahren aufkommenden Laborstudien¹ gelten. Deren Programmatik und Wirkungsweise lässt sich mit Katrin Amelang (2012, 166–168) in fünf Punkten zusammenfassen: Erstens werden naturwissenschaftliche Labore als Handlungsorte von Wissenschaft beschrieben, in denen Wissenschaft situiert ist und gewissermaßen *in action* (Latour 1987) stattfindet. Damit werden zweitens (natur-)wissenschaftliche Erkenntnisprozesse mittels sozialwissenschaftlicher Methoden, vor allem der Ethnographie, prinzipiell für die Analyse erschlossen. Diese Betrachtungsweise betont drittens die Konstruiertheit naturwissenschaftlicher Fakten, widmet sich jedoch viertens

1 Wichtige Studien stammen u.a. von Bruno Latour und Steve Woolgar (1986), Karin Knorr Cetina (1984), Michael Lynch (1985), Trevor J. Pinch (1986), Sharon Traweek (1988). Einen aktuellen Überblick über die Anfänge und Fortführungen der Laborstudien geben u.a. Katrin Amelang (2012) und Park Doing (2008).

mit der Frage nach dem *Wie* primär den konkreten Herstellungsprozessen und -bedingungen des *Was*, d.h. den konstitutiven Formen, Medien und Praktiken der (natur-)wissenschaftlichen Wissensproduktion. Auf diese Weise zielen die Laborstudien fünftens darauf ab, die *Blackbox* wissenschaftlicher Tatsachen zu öffnen und aufzuzeigen, welche komplexen Verhandlungsprozesse, sozialen Interaktionen und materiellen Arrangements zu eben dieser Objektivierung oder Stabilisierung laborwissenschaftlicher Erkenntnisse geführt haben.

Naturwissenschaftliche Wissensproduktion wird so in gewisser Weise „entzaubert“, da keine schillernden „Heldengeschichten“ der Entdeckung von Natur im Labor durch kühne Forscher*innen erzählt werden (Amelang 2012, 167). Vielmehr rücken per Nahaufnahme die tagtäglichen Anstrengungen des praktischen Umgangs mit potenziellen Widerspenstigkeiten von Rohmaterialien, Geräten und Instrumenten, verzerrte Darstellungen und störende Interpretationen oder Kolleg*innen auf dem Weg zur naturwissenschaftlichen Tatsache in den Blick. Die tagtägliche Aushandlung dieser Widerspenstigkeiten und die diesen vorbeugenden Praktiken bringt Labore als künstliche, verbesserte Umwelten hervor, in denen „natürliche“ Phänomene auf spezifische Weise transformiert werden, um sie handhabbar und verarbeitbar zu machen. Mit der Betonung der lokalen Situiertheit sowie der sozio-materiellen Kontextgebundenheit naturwissenschaftlicher Tatsachen (ebd., 167f.) gelingt es den Laborstudien, die später „geblack-boxte“ Wissensproduktion aufzuschlüsseln und die Ergebnisse an ihre jeweils spezifischen lokalen Herstellungsbedingungen, Akteure und Infrastrukturen rückzubinden. Auf diese Weise sollten naturwissenschaftliche Erkenntnisse nicht als „natürliche Tatsachen“, sondern vielmehr als „soziale Errungenschaften“ gewürdigt werden (ebd., 168).

Wie eingangs erwähnt, spielte für unser Projekt insbesondere die Lektüre der erstmalig 1979 erschienenen Studie *Laboratory Life. The [Social] Construction of Scientific Facts*² von Bruno Latour und Steve Woolgar (1986) eine entscheidende Rolle, die mittlerweile zu einem Klassiker der Laborstudien avanciert ist. In ihrer ethnographischen Untersuchung der Praxis eines biochemischen Labors ging es Latour und Woolgar darum, die sozio-materiellen Herstellungsbedingungen und alltäglichen Laborroutinen naturwissenschaftlicher Akteure und ihrer Erkenntnisprozesse zu dokumentieren. Nicht der Wahrheitsgehalt oder die Objektivität der naturwissenschaftlichen Aussage sollte überprüft werden, sondern es galt vielmehr die Art und Weise zu beschreiben, *wie* diese Aussagen erzeugt und konstruiert werden. Dazu konzentrierten sich Latour und Woolgar auf die einzelnen Praktiken sowie die Rolle von Instrumenten

2 In der zweiten Auflage von 1986 wurde das „Social“ im Untertitel entfernt. Die beiden Autoren begründen das in einem angefügten Nachwort damit, dass angesichts der Überzeugung, dass alle Interaktionen letzten Endes sozial seien, die explizite Erwähnung des Sozialen im Titel unnötig geworden sei und schnell den Eindruck einer dichotomen Unterscheidung erwecken würde (Latour und Woolgar 1986, 281).

und Laborgeräten, mit deren Hilfe die von Ratten entnommenen Laborproben über viele kleinteilige Arbeitsschritte und den Einsatz besagter Instrumente zu einem Diagramm oder einem wissenschaftlichen Artikel transformiert werden (1986, 48–50). In ihrer Analyse schlüsseln sie detailliert auf, wie für diese Transformationsprozesse neben den Wissenschaftler*innen, die in Gestalt von Autor*innen als einzig entscheidende Akteure des Erkenntniszusammenhangs auftreten, ein komplexes Zusammenspiel von chemischen Substanzen, Versuchstieren, assistierenden Techniker*innen, vielen Gesprächen und Diskussionen und insbesondere eine ganz bestimmte Konstellation von Instrumenten notwendig war. Erst über die praktische Handhabung dieser Geräte – Latour und Woolgar nennen sie *inscription devices*³ (ebd., 51) – und deren spezifische Anordnung wird es den Wissenschaftler*innen möglich, die untersuchten Phänomene nach und nach in Text oder Inskriptionen (z.B. Zahlen, Diagramme und Kurven) zu verwandeln und damit schriftliche Aussagen zu treffen.

Diese schrittweise durchgeführte Transformation von Materialität in Text kann im Anschluss an Latours spätere ethnographische Begleitung einer bodenkundlichen Expedition in ein Regenwaldrandgebiet als „Übersetzungskette“ (Latour 2002, 52) bzw. eine Verkettung von Vermittlungen von Materie zu Form verstanden werden (vgl. ebd., 84–89). Im Umgang mit den für diese Vermittlungen notwendigen *inscription devices* wird zudem eine spezifische Form von Praktiken hervorgebracht. Diese Praktiken (wie das Ablesen von Messinstrumenten oder Kennzeichnen und Einsortieren von Proben usw.) scheinen, jede nur für sich betrachtet, zumeist relativ einfache und leicht erlernbare Tätigkeiten zu sein. Über ihre sorgfältige Auswahl und spezifische Komposition im Zusammenspiel mit den Instrumenten können Latour zufolge jedoch sukzessive lokale, partikulare, materielle, vielfältige und kontinuierliche Aspekte reduziert werden (vgl. ebd., 84–95), um im Gegenzug durch die „Arbeit der Re-Repräsentation ein Mehr an Kompatibilität, Standardisierung, Text, Berechnung, Zirkulation und relative Universalität“ (ebd., 87) zu erzielen. Dabei ist weder die Auswahl noch die Reihenfolge dieser komponierten Einzelpraktiken beliebig wählbar, sondern sie funktionieren und finden ihre Legitimation als wissenschaftliche Praktiken nur unter Berücksichtigung von spezifischen Vorgaben, die über die „zirkulierende Referenz“ (ebd., 88f.) die jeweilige Reversibilität der Transformationen auf dem Weg des wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns kontrollieren sollen.

Latour und Woolgar zufolge besteht das zentrale Ziel naturwissenschaftlicher Erkenntnisproduktion darin, dass im Umgang mit besagten *inscription devices* sowie in Verhandlung mit Kolleg*innen schriftlich fixierte Aussagen über

3 Der Begriff wird von Latour weitestgehend synonym mit Instrument verwendet und bezeichnet jede Form von Aufbau, die irgendeine Form von visueller Anzeige bereitstellt (Latour 1987, 68).

materielle Phänomene erzeugt bzw. diese überprüft, ergänzt, etabliert oder verworfen werden (Latour und Woolgar 1986, 76–82). Naturwissenschaftliche Labore können somit als „Systeme literarischer Inskriptionen“ (ebd., 52) konzeptualisiert werden, in denen bei erfolgreichem Verlauf der Inskriptionsprozesse die daran beteiligten sozio-materiellen Zwischenschritte allmählich zur *Blackbox*, also zu selbstverständlichen oder technischen Alltagsroutinen (ebd., 63) werden. Als „*reified theory*“ (ebd., 66) werden sie innerhalb des Labors, innerhalb der eigenen wissenschaftlichen Disziplin und idealerweise noch darüber hinaus weiter verhandelt, um sie schlussendlich als „unumstößliche Tatsachen“ stabilisieren zu können.

Über die Betrachtung dieser ständigen Verhandlungen wird auch die genuin soziale Dimension wissenschaftlicher Erkenntnisse deutlich. Noch stärker als Latour und Woolgar mit ihrem Fokus auf die schriftliche Ergebnisdarstellung weist Sharon Traweek (1988, 121f.) in ihrer Studie über Hochenergiephysik darauf hin, dass gerade die innerhalb der Fachgemeinschaft *face-to-face* ausgetragenen Verhandlungen über die individuellen Kompetenzen und das Ansehen einzelner Wissenschaftler*innen sowie über die Güte von Messinstrumenten, Daten und Fakten entscheiden. Auch der von Michael Lynch (1985, 143–178) identifizierte *shop talk*⁴ kann als Hinweis auf eine untrennbar mit dem Erkenntnisprozess verbundene interaktiv-soziale Praxis gewertet werden.

Die in diesen Verhandlungen innerhalb von Labor- und Fachgemeinschaften oder sogar darüber hinaus erzielte Etablierung oder Stabilisierung (natur-)wissenschaftlicher Erkenntnisse ist jedoch kein Selbstläufer, sondern harte (Überzeugungs-)Arbeit. Aus Sicht der ANT als programmatische Fortführung der Laborstudien kann all dies nur gelingen, wenn die jeweiligen Interessen, Fähigkeiten, Eigenschaften oder Handlungsprogramme der beteiligten und zu beteiligenden menschlichen wie nichtmenschlichen Akteure bzw. Aktanten ausgehandelt, auf spezifische Weise in Deckung gebracht und ineinander übersetzt werden können (Callon 2006; vgl. auch Latour 2002, 96–136). Diese ständigen Übersetzungen zwischen den jeweils relevanten bzw. im prozesshaften Verlauf relevant werdenden Akteuren und Aktanten erzeugen, in Relation zum ursprünglich beabsichtigten Forschungsweg, einen dynamischen Prozess ständiger Verschiebungen bzw. permanenten Driftens; sie können dessen Ergebnisse aber dank der Mobilisierung eben dieser möglichst großen bzw. einflussreichen und überzeugenden Anhängerschaft zeitweise oder sogar langfristig stabilisieren.

Zusammenfassend entwerfen die Laborstudien und die ANT ein Bild von (Natur-)Wissenschaft, das wissenschaftliche Erkenntnisprozesse als Effekte

4 Damit sind Fachgespräche unter Kolleg*innen während der praktischen Laborarbeit gemeint, innerhalb derer Messverfahren, Messergebnisse und das weitere Vorgehen verhandelt werden.

einer spezifischen und unterschiedlich stabilen wie fluiden Konstellation⁵ von ineinandergreifenden Praktiken, wechselseitigen Beziehungen und Transformationen zwischen Menschen, Institutionen, Vorstellungen, Technologien und Dingen – verstanden als Akteure bzw. Aktanten – begreift.⁶ Ein besonderes Verdienst dieser Perspektive auf Wissenschaft, Gesellschaft und Technik ist es, dass Materialität rehabilitiert und wieder „salonfähig“ gemacht wurde: Im Sinne der von der ANT geforderten symmetrischen Analyse sind soziale und kognitive Phänomene untrennbar mit jeweils spezifischen materiell-technischen und körperlich-praktischen Dimensionen verschränkt und können daher nicht losgelöst voneinander verstanden werden.

Experimentieren: Vom Labor zum *Library Life*

Bleiben die Laborstudien weitestgehend auf naturwissenschaftliche Arbeitsorte und naturwissenschaftliche Wissensproduktion fokussiert, so soll in dieser Studie ein Versuch unternommen werden, die in Laborstudien und der ANT ins Bewusstsein gerufene Sensibilität für die Materialität und Praktikizität wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse in eine Untersuchung der kulturwissenschaftlichen Wissensproduktion zu übersetzen. Inspiriert von den oben ausgeführten Beobachtungen hat sich uns die Frage gestellt, inwiefern diese Betrachtungsweise auch für die Analyse der Praxis kulturwissenschaftlicher Erkenntnisprozesse produktiv gemacht werden kann. Vor allem, da diese bislang zumeist abstrakt als im Kopf lokalisierte „Arbeit des Geistes“ oder „Denkarbeit“ angesprochen werden und einen eher ephemeren und damit schwer greifbaren, flüchtigen Charakter zu haben scheinen.⁷ Diese experimentelle Übersetzung schließt sich der von Robert Schmidt geprägten Methodologie des „explorativen Vergleichens“ (vgl. 2012, 99–129) an und soll hier im Sinne einer explorativ ausgerichteten Heuristik für unser Projekt erläutert werden.⁸

- 5 Die ANT nutzt hier zunächst den Begriff des Netzwerks (vgl. Law 2006), den sie aber heute im Zuge der metaphorischen Überformung durch das World Wide Web seiner analytischen Schärfe beraubt sieht (Latour 2006b; vgl. auch Law und Hassard 1999) und sich daher zunehmend der Idee von Assemblage zuwendet (vgl. Latour 2005).
- 6 Die radikalisierte Argumentation der ANT geht hier sogar noch weiter, indem sie davon ausgeht, dass, analytisch betrachtet, auch die Identität von Personen „ein Effekt ist, der von einem aus heterogenen, interagierenden Materialien bestehenden Netzwerk erzeugt wird“ (Law 2006, 434). Überspitzt hieße das: „Wenn man mir meinen Computer, meine Kollegen, mein Büro, meine Bücher, meinen Schreibtisch, mein Telefon nähme, wäre ich kein Artikel schreibender, Vorlesungen haltender, ‚Wissen‘ produzierender Soziologe mehr, sondern eine andere Person“ (ebd., 434).
- 7 Als eine Ausnahme dieser Behauptung sei hier jedoch auf den Band *Geschichte als Passion* von Alexander Kraus und Birte Kohtz (2011) verwiesen, in dem zehn Historikerinnen und Historiker in Gesprächsform über ihre eigene Arbeitsweise reflektieren.
- 8 Dies wird mittlerweile von Vertreter*innen der ANT selbst als wichtigstes Potential der ANT angepriesen: Beispielsweise schlägt Latour in seinem *Rückruf der A-N-T* (2006b) vor, dass die ANT anstelle einer Theorie eher als eine empirische Herangehensweise an ein

Angesichts der den Laborstudien zugrunde liegenden Annahme, dass sich Erkenntnisprozesse in Laboratorien als Handlungsorte von Wissenschaft auf der Ebene der Praktiken beobachten lassen, bietet es sich an, dies auch in Bezug auf kulturwissenschaftliche Erkenntnisprozesse zu untersuchen. Denn trotz der zumindest auf den ersten Blick erscheinenden Unterschiede zwischen Natur- und Kulturwissenschaften hinsichtlich des Gegensatzes von „natürlich-materiell-faktischem“ und „kultur-geistig-subjektivem“ Forschungsgegenstand lassen sich aus einer im Anschluss an die Laborstudien und die ANT sensibilisierten Perspektive einige Parallelen in der Praxis dieser beiden bzw. drei „Wissenschaftskulturen“⁹ finden.

Wie in der von Latour und Woolgar in *Laboratory Life* beobachteten naturwissenschaftlichen Laborpraxis scheint auch im kulturwissenschaftlichen Arbeitsalltag die Erzeugung von schriftlichen Aussagen ein erklärtes Ziel zu sein (dem wir im Übrigen auch mit diesem Buch gefolgt sind). Im Schreiben und in institutionalisierten Formen der Veröffentlichung wie Monografien, Sammelbänden und Fachartikeln werden Ergebnisse fixiert, sichtbar und verhandelbar gemacht und ermöglichen erst dadurch die weitere Verwertung. Der Schreibprozess selbst, hier vorerst verstanden im Sinne aller Aktivitäten vor dem publizierten Text als Erkenntnisprodukt, stellt sich häufig, stark vereinfacht gesprochen, als eine Transformation von mehr oder weniger abstrakten Ideen in konkreten Text dar.¹⁰ So weisen zahlreiche Ratgeber zum wissenschaftlichen Schreiben darauf hin, dass der Schreibprozess dabei hilft, eigene und fremde Ideen bzw. Aussagen systematisch miteinander in Beziehung zu setzen, um sie zu überprüfen, einzuordnen, weiterzuentwickeln und im finalen eigenen Text auch für andere sichtbar zu konkretisieren: „Schreiben heißt aus sich herauszugehen, das eigene Denken sichtbar zu machen, am Papier, am Computer“ (Wolfsberger 2010,

Phänomen verstanden werden kann. Aus diesem Blickwinkel kann die ANT Weingart zufolge „als ein heuristisches Schema ... die *Genese* institutionalisierter und selbstverständlich erscheinender Wissenskompexe“ plausibilisieren (Weingart 2003, 75, Herv. i. Orig.).

- 9 Hier beziehen wir uns auf Charles P. Snow, der zunächst die These von zwei strikt getrennten wissenschaftlichen Kulturen vertritt (1959) und dann vier Jahre später in Reaktion auf zahlreiche Kommentare soziologischer Kolleg*innen einräumt, dass sich zwischen Natur- und Geisteswissenschaften mit der Sozialwissenschaft (v.a. der Soziologie) eine dritte Kultur herausbilden würde (Snow 1963, vgl. auch Lepenies 1985). Dementsprechend ist diese Gegenüberstellung von Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften an dieser Stelle primär der besseren Lesbarkeit unserer Argumentation geschuldet. Sie erfolgt in dem Bewusstsein, dass es sich dabei um eine simplifizierende Klassifizierung der diversen und in Teilen sowohl inhaltlich als auch methodisch und konzeptuell miteinander verschränkten Wissenschaftspraxen handelt.
- 10 Eine ausführlichere Auseinandersetzung mit dem Schreibprozess findet sich in KAPITEL 5, in dem sieben Phasen der Textproduktion unterschieden und als Operationskette beschrieben werden, in der schrittweise – aber nicht zwingend linear – Materialien, Methoden und Gedanken in textualisiertes Wissen transformiert werden.

19). Daraus folgt für uns: Schreiben ist ein essenzieller Teil des Denkprozesses und als situierte körperliche Praxis prinzipiell beobachtbar!

Des Weiteren umfasst kulturwissenschaftliches Arbeiten aber immer auch einen „Prozess der Eindampfung“ (Lennart Albrecht).¹¹ In diesem wird, ähnlich wie auch in den Latour- und Woolgar’schen Laboren, die Informationsflut mit verschiedenen Techniken wie Lesen, Stapel- und Haufenbildung, Anfertigung von Tabellen sowie Exzerpten und Skizzen, Sortierung in Mappen und Ordern usw. gefiltert und für die Weiterverarbeitung organisiert, um letztlich in ein neues wissenschaftliches Textprodukt überführt werden zu können. Diese schriftlich reduzierte und zugleich auf bestimmte Weise zugespitzte und angereicherte Form erzeugt eine gewisse Mobilität, verbunden mit einer Art erster Dauerhaftigkeit und Verbindlichkeit der Aussagen (denn etwas ist überhaupt erst einmal „entstanden“), sodass Text-Inhalt-Form ähnlich wie bei obengenannten Laborergebnissen in vielen Foren der Community und darüber hinaus verhandelbar werden. So können sie auf spezifische Weise Legitimation und Einfluss gewinnen oder verlieren. Zudem sind umfangreiche Publikationslisten von Wissenschaftler*innen als „Beweis“ der individuellen Produktivität ein wichtiges Bewertungskriterium des persönlichen Status innerhalb der *scientific community*. Insbesondere während noch nicht abgeschlossener Qualifizierungsphasen scheint die Motivation bzw. der Druck zu schreiben und zu publizieren daher auch an karrierebezogene Überlegungen geknüpft, wie sie sich beispielsweise in Lennart Albrechts Äußerung „ich dachte, es wäre vielleicht nicht schlecht ein ‚Thirdbook‘ zu haben, also gewissermaßen parallel oder nach der Habilitation“ andeuten. Ähnlich ist auch dieses Buch, das geben wir gerne zu, keineswegs allein auf eine rein ideelle Begeisterung für die Thematik zurückzuführen. Nicht zuletzt trug auch die mit einer Publikation assoziierte Aussicht auf Sichtbarkeit und Anerkennung unserer Leistung dazu bei, die langwierigen Mühen und Herausforderungen dieses parallel zur Dissertation laufenden Projekts auf uns zu nehmen und es nun in schriftlich manifestierter Form der weiteren Zirkulation innerhalb wissenschaftlicher Communities und hoffentlich auch darüber hinaus zu überlassen.¹²

Wie die eingangs absichtlich unkommentiert in den „schriftlichen Raum“ gestellte Selbstbeobachtung illustriert, verläuft der konkrete Schreibprozess bei genauerem Hinsehen selten linear – weder in Hinblick auf eine

11 Im gesamten Buch werden die verwendeten Passagen aus den von uns geführten und transkribierten Interviews unter Angabe der anonymisierten Vor- und Nachnamen als Zitate gekennzeichnet. Im Sinne der Anonymitätswahrung der Befragten wurden in den Interviewtranskripten zudem eng mit den Personen assoziierte Informationen (z.B. Arbeits- und Wohnorte, Publikationstitel, Schlüsselbegriffe) durch allgemeinere Begriffe ersetzt. Diese Änderungen werden durch eckige Klammern sichtbar.

12 Vgl. hierzu auch die Unterscheidung zwischen und das Nebeneinander von „idealistischen“ und „utilitaristischen“ Aspekten wissenschaftlicher Praxis in KAPITEL 6.

lineare Transformation von einer Idee zum Text noch in Bezug auf die konkrete Schreibarbeit. So suggeriert das leere „digitale Blatt Papier“ im Textverarbeitungsprogramm zu Beginn zwar einen Neuanfang und lässt sich technisch gesehen prinzipiell auch strikt linear Zeichen für Zeichen, Zeile für Zeile füllen. Eine solche Vorgehensweise findet in der oben dokumentierten Situation aber nicht statt: Der Text wird nicht plötzlich und ad hoc geschaffen, sondern greift auf bereits bestehende Gedanken zu Inhalt und Struktur zurück, die im Vorfeld in Teilen bereits schriftlich expliziert oder digital archiviert wurden. Hieran wird deutlich, dass die spezifischen Qualitäten des Schreibgeräts oder *inscription device* – in dem Fall die Copy & Paste-Funktionalität der Textverarbeitungssoftware – die konkrete Praxis des Schreibens maßgeblich beeinflussen können.¹³

Kommen wir noch einmal auf das Eingangsbeispiel zurück, weil sich daran wichtige Momente beobachten lassen, die im Verlauf des Buches genauer thematisiert werden. Den Schwierigkeiten, am PC einen Einstieg in meinen Text zu finden und mit der Textproduktion zu beginnen, versuchte ich zu begegnen, indem ich auf ein anderes Werkzeug, Papier und Bleistift, zurückgriff. In gewisser Weise zeigen sich hier die Grenzen eines arbeitsökonomischen „Versprechens von Copy & Paste“, das die Möglichkeit einer *effizienten Textproduktion* durch technisch vermitteltes Integrieren und Neukomponieren bereits bestehender Textpassagen in Aussicht stellt („*technischer Imperativ*“), dieses Versprechen aber nicht notwendig, erst recht nicht im Sinne einer „*produktiven Effizienz*“, erfüllt. Im Gegenteil, in meinem Falle erzeugte das computergestützte Schreiben geradezu das Gefühl enormer Ineffizienz, Unproduktivität und Frustration. Das freie „Drauf-Los-Schreiben“, das am Computer grundsätzlich genauso möglich ist wie mit Papier und Bleistift und in meiner Situation ja erklärtes Ziel war, konnte im zuerst gewählten (digitalen) Medium nicht umgesetzt werden, sondern (ver-)endete lediglich im „Recyclen“ von bereits schriftlich existierenden und digital archivierten Versatzstücken. Erst der absichtlich herbeigeführte Bruch – der Wechsel von Schreibmedium und -ort – schuf die geeignete „kreative Situation“; eine geradezu klassische Lösung, die an die Tipps herkömmlicher Schreib-Ratgeber erinnert.

Interessanterweise findet die von den Laborstudien und der ANT betonte Materialität und Körperlichkeit des Schreibens, die im Kontext sozial- und geisteswissenschaftlicher Arbeiten bisher selten reflektiert wurde, tatsächlich in manchem Schreib-Ratgeber Beachtung. Judith Wolfsbergers *Frei*

13 Wie Till A. Heilmann (2012) detailliert ausführt, ist das Schreiben an Computern keine Selbstverständlichkeit und schon immer dagewesene Nutzungsform des Computers, sondern hat sich – beginnend in den 1940er Jahren – über einen längeren Zeitraum vom ersten Schreiben *für* Computer (Programmierung) erst ab den 1970er Jahren zu einem Schreiben *an* Computern entwickelt und in der Folge das in den Medienwissenschaften dominante Bild des Computers als Schreibmaschine entstehen lassen.

geschrieben. Mut, Freiheit & Strategie für wissenschaftliche Abschlussarbeiten (2010) widmet dem Thema Materialität von Schreibwerkzeugen ein ganzes Kapitel (ebd., 155–164). So bemerkt sie, dass in ihren Schreibkursen handschriftliche Schreibübungen häufig zu einer Verkrampfung der Hände führten. Das läge u.a. an einer durch die Gewöhnung an ein computergestütztes Schreiben bedingte „mangelnde Nutzung entsprechender Muskeln, aber auch am Schreibmaterial“ (ebd., 156f.). Außerdem spricht sie technologisch-kognitive Faktoren an, die dem Schreiben hinderlich werden können, etwa wenn Copy & Paste „zum ständigen Umbauen von Sätzen, zum Verschieben, Löschen, Verbessern“ verleite (ebd., 157). Im Laufe der Studie wird auf solche technologisch-materiellen und psychologisch-kognitiven Aspekte des Schreibprozesses und der kulturwissenschaftlichen Text- und Wissensproduktion einzugehen sein.

Alles in allem ist Schreiben, wenn man von verkrampften Händen absieht, eine unmittelbare, sinnlich-körperliche und im Idealfall lustvolle Erfahrung, bei der die verwendeten Schreibgeräte und ihre spezifischen Eigenschaften wichtig sind:

[E]s macht Spaß, mit der Sinnlichkeit von Farben und Materialien zu spielen. Schreibmaterial spielt eine Rolle. Es ist nicht egal, womit du schreibst. So maschinell sind wir nicht. (Ebd., 159)

Dies bezieht sich nicht allein auf handschriftliches Schreiben. Wie Robert Schmidt (2012, 156–198) in seinen Beobachtungen zur Praxis des Programmierens betont, stellt auch das Schreiben am Computer eine unmittelbar körperliche Erfahrung dar. Diese artikuliert sich ihm zufolge unter dem Stichwort „Ergonomie“ nicht allein in textueller Form (z.B. ergonomische Handbücher und Standards zur Arbeitsplatzgestaltung), sondern materialisiert sich beispielsweise in Form der spezifischen Beschaffenheit und Gestaltung von Büromobiliar, Räumen oder eben auch in den verschiedenen Software- und Hardwarekomponenten, die ihren Nutzer*innen wiederum bestimmte Körperhaltungen abverlangen (vgl. ebd., 130–155).¹⁴

Auch angesichts der eingangs erwähnten Selbstbeobachtung liegt es nahe, dass eine konzeptuelle Abkopplung rein „geistiger Arbeit“ von körperlicher Praxis, von subjektiven Erfahrungen, von Erwartungen und Gewohnheiten, von kommunikativ-interaktiven Prozessen sowie von spezifischen Eigenschaften und Möglichkeiten technischer und materieller Dinge eine zu kurz greifende Beschreibung des uns hier interessierenden Phänomens

14 In dieser Hinsicht illustriert die Eingangsbeobachtung eine im Alltagsgeschehen stark verkürzte Wahrnehmung des Schreibens am Computer: Das direkte körperliche Handeln des Menschen beim Schreiben an Computern per Hand, Finger, Tastatur, Tasten und Maus findet bezeichnenderweise keine Erwähnung, sondern wird beim Arbeiten und Reflektieren über das Arbeiten häufig nicht bewusst wahrgenommen und wie selbstverständlich vorausgesetzt.

implizieren würde. Entsprechend gehen wir in diesem Buch als heuristische Vorannahme davon aus, dass analog zu den Laborstudien die Arbeitszimmer, Bibliotheken und Büros die *Labore*, respektive *Werkstätten kulturwissenschaftlicher Erkenntnisproduktion* sind. Als Arbeitsorte oder Arbeitsumgebungen mit einer spezifisch gestalteten (Un-)Ordnung, einer besonderen technisch-materiellen Ausstattung sowie bestimmten Eigenschaften und Eigenarten sind sie unmittelbar in die Praktiken kulturwissenschaftlicher Erkenntnisprozesse involviert und werden durch diese Praktiken zugleich als kulturwissenschaftliche Handlungsorte hervorgebracht und verändert.

Der bislang abstrakt bleibende Wissensprozess individueller „Denkarbeit“ wird somit in den das Verfassen wissenschaftlicher Texte vorangehenden und begleitenden Praktiken wie dem Suchen, Entdecken, Lesen, Anstreichen und Exzerpieren von Texten, dem Anfertigen, Sortieren und Wegwerfen von Notizen und Skizzen, dem Austausch mit Kolleg*innen, den Beobachtungen aus dem Alltag usw. sichtbar. Diese Praktiken wiederum materialisieren sich in der jeweiligen Beschaffenheit und Ausstattung der Arbeitsumgebung in Form von Computern, Mappen und Aktenordnern, Bücherstapeln sowie Möbeln, Papierkörben und vielem mehr.¹⁵ Auch das subjektive Empfinden einer vielbeschworenen „guten Schreibatmosphäre“ und die Strategien und Praktiken zur Herstellung derselben spielen hier mit hinein.

Alle diese genannten Aspekte und Praktiken zusammen schaffen auf konkreative, wechselseitige Weise einen Möglichkeitsraum oder eine Infrastruktur, innerhalb derer akademische Wissensproduktion auf spezifische Weise stattfindet, ohne dabei jedoch einseitig sozial oder technisch determiniert zu sein. Vielmehr liegt es auch an der persönlichen Kunstfertigkeit und Erfahrung der Wissenschaftler*innen,¹⁶ sich in ihrer individuellen Arbeitsweise innerhalb dieses komplexen Ensembles zurechtzufinden, sich dessen zu bedienen, es zu gestalten und sich im praktischen Umgang mit jeweiligen Widerständigkeiten auseinanderzusetzen, um sie auf bestimmte Weise umgehen, beeinflussen oder aushalten zu können. Dementsprechend haben wir in unserer empirischen Arbeit und den hier publizierten Analysen gezielt persönliche Arbeitsweisen und Praktiken zur Textproduktion und Wissensorganisation im engen Zusammenspiel mit den jeweiligen konkreten Arbeitsorten in den Blick genommen, um dadurch unsere empirischen Erkundungen der Schreibprozesse mit Leben füllen zu können – *Library Life*.

Anzumerken bleibt an dieser Stelle noch, dass der Titel *Library Life*, wortwörtlich genommen, insofern irreführend erscheint, als keine der von uns befragten Wissenschaftler*innen öffentliche Bibliotheken als ihren

15 Ein ausführliches Inventar der uns in dieser Studie begegnenden Wissens-Dinge findet sich in KAPITEL 4.

16 Auf dieses Thema wird mit einem besonderen Fokus auf das implizite (Erfahrungs-) Wissen im KAPITEL 7 eingegangen.

Hauptarbeitsplatz nutzt (vgl. KAPITEL 3). Die wissenschaftliche Arbeit an Texten spielt sich zumeist in den persönlichen Büros oder aber in privaten Arbeitszimmern ab. Das hängt auch damit zusammen, dass moderne Informations- und Kommunikationstechnologien zahlreiche „Bibliotheks-Praktiken“ wie das Suchen und Finden von Büchern und Texten heute in den eigenen vier Wänden des Büros bzw. des privaten Arbeitszimmers oder unterwegs möglich machen (vgl. Abschnitt ARBEIT UND RÄUME). Je nach Zugangsberechtigung können einzelne Artikel und Bücher heruntergeladen und zuhauf auf den eigenen Datenspeichern archiviert werden. So gesehen entstehen hier im Datenspeicher in gewisser Weise persönliche und mobile digitale Bibliotheken. Auch zeigte sich, dass jeweils nach bestimmten Kriterien ausgewählte Bücher von den Befragten privat angeschafft werden und somit im Prinzip in Büros und privaten Arbeitszimmern häufig kleine personalisierte Bibliotheken entstehen, die zudem eng mit dem Selbstverständnis kulturwissenschaftlicher Arbeitsweisen verbunden sind. Mit diesem erweiterten bzw. an die heutigen Arbeitsweisen angepassten Bibliothekskonzept werden wir daher an dem griffigen Titel *Library Life* festhalten, nicht zuletzt auch um die Anspielung auf *Laboratory Life* zu erhalten.

Aushandeln & Abkürzen: Methodologische Überlegungen für eine interdisziplinär-kollaborative Forschungspraxis

In Anlehnung an die als Laborstudien bekannt gewordenen Untersuchungen naturwissenschaftlicher Erkenntnisprozesse greift unsere Studie zu Praxisformen kulturwissenschaftlicher Wissensproduktion auf Methoden der qualitativen Sozialforschung zurück. Deren Anspruch gründet vor allem darin, Lebenswelten von „innen heraus“ verstehend zu beschreiben und auf diese Weise „zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) bei[zu]tragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam [zu] machen“ (Flick, Kardorff und Steinke 2010, 14). Diese sind Nichtmitgliedern meist verschlossen und bleiben selbst beteiligten Akteuren als Selbstverständlichkeiten ihres Alltagshandelns oftmals unsichtbar. Insbesondere dieser Punkt bedarf im Hinblick auf unsere Studie besonderer Aufmerksamkeit. Denn während in den Laborstudien die zumeist geistes- und sozialwissenschaftlich ausgebildeten Forscher*innen zumindest in Teilen „fremde“ (Wissens-)Kulturen aufsuchen und deren Praktiken im „unbekannten“ Terrain naturwissenschaftlicher Laboratorien untersuchen, ergibt sich durch die Übersetzung von *Laboratory Life* in *Library Life* ein anderes Bild. Dieses soll nun zunächst im Hinblick auf methodologische Besonderheiten reflektiert werden, um daran anschließend die konkrete Vorgehensweise darstellen zu können.

Die in unserer Studie vorgenommene Übersetzung des Laborstudien-Programms für die kulturwissenschaftlichen Praktiken und Orte führt dazu, dass wir nun innerhalb unserer eigenen Community tätig werden und die eigenen Kolleg*innen beforschen. Das heißt, wir sind bzw. waren als Doktorand*innen in gewisser Weise bereits in das zu beforschende Feld enkulturiert und bewegen uns tagtäglich darin. Wir partizipieren an dessen Praktiken und verfügen damit selbst über ein feldspezifisches Handlungswissen. Dies erscheint zunächst vor allem im Hinblick auf den Zugang zum Feld ein Vorteil zu sein, der sich für unsere Studie relativ einfach über bereits vorhandene persönliche Kontakte zu Kolleg*innen herstellen ließ (siehe hierzu weiter unten). Zugleich besteht darin aber auch das in der ethnographischen Forschung vielfach thematisierte Risiko einer fehlenden analytischen Distanz (vgl. z.B. Breidenstein et al. 2013, 42–44), wodurch vermeintliche Alltäglichkeiten des Feldes verfrüht akzeptiert und für wenig erklärungsbedürftig erachtet werden. Als Beispiel seien hier nur die im Wissenschaftsalltag allgegenwärtigen Tätigkeiten des Lesens und Schreibens genannt, die auf den ersten Blick kaum detailliert beschrieben werden können, sondern tendenziell als selbsterklärend stehen bleiben (müssen).

Die Aufgabe von qualitativer Forschung besteht daher, im Anschluss an Stefan Hirschauer und Klaus Amanns Plädoyer für eine gezielte *Befremdung der eigenen Kultur* (1997), darin, insbesondere die vermeintlich alltäglichen und selbstverständlichen Phänomene und Praktiken für die Forschung interessant und damit „zum Objekt einer ebenso empirischen wie theoretischen Neugier zu machen“ (Hirschauer und Amann 1997, 9). Michael Dellwing und Robert Prus (2012, 60–70) weisen in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung einer „doppelten Intersubjektivität“ und „doppelten Befremdung“ hin, welche die Enkulturation (sie selbst sprechen von „Immersion“) begleiten muss. Ethnographische Forschung agiert ihnen zufolge notwendigerweise immer vor dem Hintergrund zweier Bezugsräume, namentlich dem des untersuchten Feldes und dem der eigenen Fachcommunity. Hier gilt es gemäß Schütze (1994, 189), eine prinzipielle Offenheit für sich ereignende Phänomene mit einer diese Sicht verfremdenden Perspektive zu kombinieren, beide in Balance zu bringen und sich von keiner der beiden Seiten völlig vereinnahmen zu lassen (vgl. auch Dellwing und Prus 2012, 66). Über diese doppelte Distanzwahrung („Befremdung“) schafft sich ethnographische Forschung den analytischen Freiraum, innerhalb dessen im engen Bezug zu dem Feldmaterial anschlussfähige Analysen erzeugt werden können (Dellwing und Prus 2012, 67).

Die Tatsache, dass in unserem Fall Feld und adressierte Fachcommunity mal mehr, mal weniger in eins zusammenzufallen scheinen, könnte nun darauf schließen lassen, dass sich dieser analytische Freiraum für *Library Life* nur schwer erzeugen lässt. Wir wollen hier aber zumindest zwei Argumente dagegenhalten:

Erstens verschaffte uns die im vorangegangenen Abschnitt entwickelte Idee, kulturwissenschaftliche Praxis aus der Perspektive der Laborstudien und der ANT zu betrachten und zu schauen, was dabei herauskommt, eine Arbeitsheuristik, mittels derer experimentell-kreativ bestimmte Aspekte des Feldes in den Vordergrund gerückt werden konnten, wohingegen andere Aspekte aus dem Blick gerieten. So wurde in unserem Fall, wie oben beschrieben, primär das Zusammenspiel von Materialität und Alltagspraktiken wissenschaftlichen Arbeitens fokussiert. Die daraus abgeleitete Frage nach der Rolle von Materialität im Arbeitsalltag ermöglichte es uns, die im eigenen Doktorand*innenalltag selbst erfahrenen Selbstverständlichkeiten auf eine neue (verfremdete) Weise wahrzunehmen und zu explizieren. Sie diente damit als Einstiegspunkt sowohl für die Planung und Durchführung der empirischen Erhebung als auch für die Analyse. In der sozialwissenschaftlichen Fachliteratur wird in diesem Zusammenhang von „sensibilisierende[n] Konzepten“ (vgl. Blumer 1969; Charmaz 2006, 16; Kelle und Kluge 2010, 28–30) gesprochen, deren Aufgabe es ist, bei der Fokussierung bestimmter Phänomene zu helfen und zugleich gemäß dem Prinzip der Phänomenoffenheit im Laufe der Forschung stets modifizierbar oder austauschbar zu bleiben (vgl. auch Dellwing und Prus 2012, 70–73).

Zweitens stellte sich auch die interdisziplinäre Zusammensetzung der Forschungsgruppe¹⁷ sowie des von uns befragten Samples als produktiv im Sinne einer den eigenen Alltag neu hinterfragenden Vorgehensweise heraus. Das soll im folgenden Abschnitt erläutert werden.

Aushandeln

Gemäß unseres Anspruchs, mit dem Projekt *Library Life* eine dezidiert kollaborative Arbeitsweise zu erproben, spielte die Praxis des Aushandelns innerhalb unserer Forschungsgruppe eine bedeutende Rolle für den Forschungsprozess. So gehen nahezu alle Entscheidungen innerhalb der dreijährigen Projektlaufzeit, von der Ideen-Findung über die Planung und empirische Arbeit bis hin zur Auswertung und Verschriftlichung, auf einen im Rahmen vieler Arbeitstreffen der Forschungsgruppe verstetigten diskursiv-reflexiven Austausch zurück. Im Zuge dieser Arbeitsweise haben etwa Vertreter*innen unserer Gruppe, die methodisch völlig unterschiedliche Ansätze verfolgen (Methodenstringenz oder experimentellere Positionen) ein gemeinsames Methodensetting ausgehandelt – eine weiter unten noch darzustellende Kombination von punktueller Beobachtung und qualitativen Interviews –, das dann wiederum individuell an die Interviewsituationen angepasst werden konnte. Erst im Nachhinein stellte sich heraus, dass sich diese Vorgehensweise in

17 Anglistik, Ethnologie, Germanistik, Geschichte, Philosophie und Soziologie.

vielen Details an die Methode des „problemzentrierten Interviews“ anlehnt, ohne dass dies vorgängig intendiert war (dazu später).

Die Multiperspektivität als produktives Potential kollaborativer Wissenschaftspraxis kam insbesondere in der gemeinsam durchgeführten Datenanalyse zum Tragen. Zur Ersterschließung des erhobenen Datenmaterials wurde zunächst in einer mehrtägigen „Interpretations- und Kodiersitzung“ ein äußerst umfangreiches Interviewtranskript unter Verwendung der Software *MAXQDA* gemeinsam bearbeitet.¹⁸ Über den intensiven und eng am Material vollzogenen Austausch innerhalb der Gruppe war es möglich, das Korpus nach zentralen Kategorien zu durchsuchen. Die Kategorien standen anfangs keineswegs fest, sondern erst im Verlauf der Kollaboration wurden sie von der Gruppe expliziert, begründet und hinsichtlich alternativer Interpretationsmöglichkeiten überprüft – also ausgehandelt (zu Problemen und Herausforderungen in diesem Zusammenhang später mehr).

War die Arbeit an und mit *MAXQDA* für diese gemeinsame Ersterschließung des Materials noch hilfreich, so stellte sich der in die Analysesoftware eingeschriebene mediale Aufforderungscharakter, im Sinne sozialwissenschaftlicher Analyseverfahren fortzufahren, als schwierig heraus. Vor allem weil die dahinterstehenden methodologischen Verfahrenslogiken nicht allen Teilnehmer*innen der interdisziplinären Forschergruppe vertraut und in ihrer digitalen Übersetzung nachvollziehbar waren, erschien es uns notwendig, eine Re-Materialisierung in Form eines Medienwechsels vorzunehmen.¹⁹ Die Kategorien wurden auf Papier gedruckt, ausgeschnitten und auf einem Tisch in schier unendlichen Relationen und Ordnungen räumlich gruppiert, um sie zueinander in Beziehung setzen zu können (vgl. Abb. 1).

So blieb der Weg der Themenfindung ein für alle Teilnehmer*innen nachvollziehbarer und beeinflussbarer Prozess und mündete in der argumentativ ausgehandelten und visuell-materiell praktizierten Identifizierung potentieller Themencluster, die als Einstiegspunkte für vertiefende Analysen fungierten. Diese bilden die Grundlage der einzelnen Kapitel des Buchs, die zwar jeweils von Einzelpersonen verfasst wurden, deren Entwürfe aber im Rahmen etlicher

18 *MAXQDA* ist eine Software zur computergestützten qualitativen Daten- und Textanalyse. Über die grafische Benutzeroberfläche können die Forscher*innen z.B. Interviewtranskripte, Beobachtungsnotizen, aber mittlerweile auch Audio- und Videodateien thematisch und analytisch kodieren (im Sinne von annotieren), um so das Datenmaterial nach bestimmten Maßgaben aufzuschlüsseln und entsprechende Passagen miteinander in Beziehung zu setzen. Aus diesen Relationen können dann im weiteren Verlauf der qualitativen Datenanalyse komplexe und abstraktere Kategoriensysteme entwickelt werden, die eine wichtige Grundlage für die Verschriftlichung empirisch-sozialwissenschaftlicher Analysen sind (vgl. hierzu u.a. Kuckartz 2010).

19 Eine Praxis, die übrigens sehr gut mit der praktizierten Arbeitsweise der von uns befragten Wissenschaftler*innen korrespondiert, wie in KAPITEL 5 ausführlich herausgearbeitet wird.

Arbeitstreffen ebenfalls in der Gruppe vorgestellt, diskutiert und aufeinander abgestimmt wurden. Zudem emergierten während dieser Treffen thematische Parallelen bzw. wechselseitige Anknüpfungspunkte. Dies spiegelt sich in der Aufteilung des Buchs in drei inhaltliche Sektionen (Arbeit und Räume, Dinge und Prozesse, Tradition und Erfahrung) wider, in denen der Austausch während des Schreibprozesses weiter intensiviert wurde.



[Abb. 1] Körperlich-materielle Aushandlungspraxis zur Themenidentifizierung bei *Library Life*.
(Foto: Konrad Hierasimowicz)

Unsere kollaborative, interdisziplinäre Vorgehensweise lässt sich in diesem Sinne auch als analytischer Freiraum definieren, weil gerade das zeitweise hitzige Ringen um einen konsensfähigen Weg klar machte, dass es nicht darum gehen kann, mit der *Library Life*-Studie ein mono-disziplinäres Projekt zu verfolgen, das disziplinkonforme Fragestellungen, Lösungswege oder Antworten liefert. Vielmehr sollen neue Wege ausprobiert werden, um neugierig forschend herauszufinden, wohin man kommt, wenn man forschet. Damit entlasten wir uns ein Stück weit von methodologischen und konzeptuellen Engführungen und verschaffen unserer Studie eben dadurch einen produktiven „analytischen Spielraum“, innerhalb dessen theoretische Anschlüsse experimentell-spielerisch vorgeschlagen und ausprobiert werden können. Der wissenschaftliche und wünschenswertere Wert der Studie liegt also nicht nur in ihrem eröffnenden und erkundenden Charakter. Sie soll auch als Plädoyer für eine kollaborative und experimentell-reflexive Forschungspraxis gelesen werden,

die Selbstverständlichkeiten, insbesondere der (wissenschaftlichen) Textproduktion, auf neue und kreative Weise zu hinterfragen erlaubt.²⁰

Abkürzen

Während die Laborstudien lang andauernde ethnographische Untersuchungen der naturwissenschaftlichen Erkenntnisproduktion *in situ* und *in actu* durchführten, musste sich unsere Erkundung sozial- und geisteswissenschaftlicher Wissensproduktion mit einer abkürzenden Form der Erhebung zufrieden geben.

Während der Promotionsphase sind wissenschaftliche Aktivitäten notgedrungen einer zeitökonomischen Limitierung unterworfen, die sich nicht so ohne Weiteres mit den feldspezifisch langwierigen Prozeduren kulturwissenschaftlicher Textproduktion in Deckung bringen lassen. Daran anschließend ist die methodologische Abkürzung einer weiteren Feldspezifik der sozial- und geisteswissenschaftlichen Arbeitsweise geschuldet. Denn anders als bei naturwissenschaftlichen Wissensprozessen scheinen viele Aspekte der von uns fokussierten wissenschaftlichen Arbeit nicht unmittelbar an formelle/institutionelle Orte wie Forschungslabore gebunden zu sein. Vielmehr zeigt sich oftmals das Bild einer Verschmelzung von Arbeit und Privatem (vgl. hierzu die Sektion ARBEIT UND RÄUME). Wissenschaftliche Arbeit findet häufig zeitlich und räumlich entgrenzt und damit eben auch in privaten Räumen statt. Einen langfristigen ethnographischen Zugang in Form teilnehmender Beobachtung zu diesen „intimen“ Räumen zu erhalten, muss unter Berücksichtigung der in den Interviews mehrfach geäußerten Empfindlichkeit gegenüber externen Störungen als seltener Glücksfall erscheinen (vgl. EXKURS).

In Anbetracht dieser abweichenden Zeithorizonte kulturwissenschaftlicher Textentstehung und strukturell bedingter (Neben-)Projektförmigkeit unserer Studie einerseits sowie den erschwerten Zugangsbedingungen zu unseren „Forschungsobjekten“ andererseits wurde es für *Library Life* notwendig, methodologisch auf eine zeitraffende Rekonstruktion individueller Arbeitsweisen der Wissensorganisation und Textproduktion abzuheben, anstatt auf einer „naturalistischen“²¹ Beobachtung situierter Praktiken akademischer Wissensproduktion im Vollzug zu bestehen. Erklärtes Ziel bleibt trotz allem, das Zusammenspiel ideeller, sozialer, praktischer wie materieller Aspekte des wissenschaftlichen Arbeitsalltags aufzuzeigen und als Prozess der Wissensgenerierung sichtbarer und (be-)greifbarer zu machen.

20 Hierauf werden wir zum Ende des Buches in KAPITEL 8 noch einmal ausführlicher zu sprechen kommen.

21 Der Begriff Naturalismus bezeichnet in diesem Zusammenhang gemäß Dellwing und Prus (2012, 54) die primäre Untersuchung von Bedeutungsproduktion im Kontext des normalen Alltagshandelns.

Angesichts dieser Zielsetzung und der genannten Ausgangsbedingungen haben wir eine Vorgehensweise gewählt, die sich als Kombination aus qualitativen Interviews und punktuellen Beobachtungen der von den Interviewten präferierten Schreiborte beschreiben lässt. Für die Interviews haben wir uns an der Methode des *problemzentrierten Interviews* (Witzel 1989, 2000) orientiert. Diese kann als ein „diskursiv-dialogisches Verfahren“ (Mey 1999, 145) verstanden werden, das

die Befragten als Experten ihrer Orientierungen und Handlungen begreift, die im Gespräch die Möglichkeit zunehmender Selbstvergewisserung mit allen Freiheiten der Korrektur eigener oder der Intervieweraussagen wahrnehmen können. (Witzel 2000, 12)

Als Verfahren, das sich an die theoriegenerierende Haltung der *Grounded Theory* (Glaser und Strauss 1998) anlehnt, ist der Erkenntnisgewinn des problemzentrierten Interviews als „induktiv-deduktives Wechselverhältnis“ (Witzel 2000, 3) zu beschreiben. Es zeichnet sich durch eine „elastische Vorgehensweise“ aus, mittels der (unvermeidbares) Vorwissen „in der Erhebungsphase als heuristisch-analytischer Rahmen für Frageideen im Dialog zwischen Interviewern und Befragten“ (ebd.) dient und gemäß des Offenheitsprinzip „die spezifischen Relevanzsetzungen der untersuchten Subjekte insbesondere durch Narrationen angeregt werden“ (ebd.). Über die Nutzung und in der Analyse weiterzuentwickelnde „sensibilisierende Konzepte“ (siehe oben) können schlussendlich „empirisch begründete Hypothesen am Datenmaterial erhärtet werden“ (ebd.).

Vergleichbar mit den drei Grundpositionen problemzentrierter Interviews (Problemzentriertheit, Gegenstandsorientierung, Prozessorientierung; vgl. Witzel 2000, 4) sind wir in unserer Studie wie folgt vorgegangen: Die *Problemzentrierung* wurde zunächst dadurch hergestellt, dass wir unser Forschungsinteresse am persönlichen Arbeitsalltag und an den persönlichen Arbeitsweisen bereits bei der Kontaktaufnahme kommuniziert und über die Bitte um eine rekonstruierende Erzählung entlang des Entstehungsprozesses eines selbst ausgewählten eigenen Textes weiter spezifiziert haben. Diese Spezifizierung wurde zudem durch den narrativen Eingangsimpuls „*Erläutern Sie uns doch, wie der von Ihnen ausgewählte Text entstanden ist und welche Rolle Ihr Arbeitsumfeld dabei gespielt hat!*“ in die konkreten Interviewsituationen hineingetragen. Diese Aufforderung motivierte im Idealfall eine längere unterbrechungsfreie Erzählsequenz. Während dieser Anfangsphase beschränkte sich unsere Aktivität als Interviewer*innen weitestgehend auf ein aktives Zuhören, das Notieren von Stichpunkten sowie, im Sinne der *gegenstandsorientierten* Methodenkombination, auf die aufmerksame Beobachtung der Beschaffenheit des Interviewortes, der als Vorbedingung mit dem Hauptarbeitsort zusammenfallen sollte, und der gestisch oder narrativ hergestellten Einbindung dieses räumlich-materiellen Ensembles in die Erzählung. Aufgrund

dieser doppelten Aufgabenstellung wurden die Interviews zumeist von zwei Personen durchgeführt, wobei die eine in erster Linie für die Interview- bzw. Gesprächsführung und die andere für die Beobachtung zuständig war.

Gestützt auf die Notizen und Beobachtungen sowie ein im Vorfeld formuliertes Fragepanorama²² schlossen sich dieser Anfangserzählung weitere erzählgenerierende Nachfragen an. Mittels eines verstehend-nachvollziehenden Interpretierens der Äußerungen der Gesprächspartner*innen wie auch der beobachteten Beschaffenheit des Arbeitsumfeldes noch während des Interviews konnten problemspezifische Aspekte aus der Situation heraus detaillierter nachgefragt werden.

In der empirischen Praxis erwies sich unsere weiter oben reflektierte Enkulturation in das Feld zusammen mit der analytisch sensibilisierten Perspektive oftmals als äußerst produktiv für den Verlauf der Interviews. Letztere entwickelten sich phasenweise auch zu mehr dialogisch geführten Gesprächen zwischen den Interviewer*innen und Befragten, in denen aufeinander bezogene Selbstreflexionen des eigenen Tuns angestoßen und verbal expliziert wurden.²³

Auch halfen diese dialogischen Phasen im Sinne der *Prozessorientierung* dabei, die Künstlichkeit der Interviewsituation abzubauen und ein vertrauensvolles Verhältnis zu schaffen, sodass die Interviewer*innen beispielsweise im Austausch über Erfahrungen im Umgang mit bestimmten Computerprogrammen zeitweise sogar zu einer Art Kompliz*innen wurden (vgl. z.B. die Interviews mit Beate Deichler und Sebastian Sander). Im Sinne eines über die Zusammenarbeit innerhalb der Forschungsgruppe hinausgehenden kollaborativen Wissenschaftsverständnisses wurde zudem nach Abschluss der Interviews ein Kontakt zu einigen der Befragten aufrechterhalten.²⁴

- 22 Das Fragepanorama wurde in der Vorbereitung für die Interviews entwickelt und beinhaltet Fragen nach Aspekten, die wir aus der Reflexion unserer eigenen persönlichen Arbeitsweisen als potenziell relevante Aspekte identifiziert haben. Diese Form eines Interview-Leitfadens sollte aber erst dann zum Einsatz kommen, wenn sich aus dem Interviewverlauf selbst oder den Beobachtungen keine weiteren Fragen mehr ergaben. Außerdem diente er als Hilfestellung für die aufgrund ihrer disziplinären Verortung zum Teil Interview-unerfahreneren Mitglieder unserer Forschungsgruppe.
- 23 Diese zeitweilige Auflösung der Interviews in ein Gesprächsformat befürworten auch Dellwing und Prus (2012, 112–126), wenn sie davon sprechen, dass Interviews eine bestimmte interaktive Situation mit festen Rollenverteilungen (Interviewer*in-Befragte*r) schaffen und damit selbst zum wirkmächtigen Kontext für die gewünschte Rekonstruktion des jeweils interessierenden Phänomens werden. Natürlicher gestaltete Gesprächsformen dagegen würden diese Rollenverteilung und den „Ausnahmeharakter“ (ebd., 113) der Interviewsituation zugunsten einer mehr am Phänomen orientierten Rekonstruktion abschwächen.
- 24 Beispielsweise hat sich dadurch für die auch inhaltlich sehr an unserem Projekt interessierte Beate Deichler die Möglichkeit ergeben, uns eine zeitweilige Änderung ihrer im Interview geschilderten Arbeitsweise mitzuteilen. Diese Arbeitsweise konnte darüber hinaus auch *in situ* und *in actu* beobachtet und dokumentiert werden und diente uns als

Diese Interviews bzw. Gespräche wurden für die weitere Analyse mithilfe eines Diktiergeräts aufgezeichnet, transkribiert und anonymisiert. Zudem wurden mit Einverständnis der befragten Wissenschaftler*innen per Foto- oder Videokamera Detail- sowie Totalaufnahmen des räumlich-materiellen Ensembles des Schreibortes aufgenommen. Einerseits, um sie als Erinnerungsstütze für die anschließend anzufertigenden Beobachtungsprotokolle verfügbar zu haben. Andererseits aber auch, um sie als materielle Kontextualisierung der Interviewthemen für die Diskussion und Auswertung in der Gruppe nutzbar zu machen.

Abschließend sei nun noch das Sampling der Studie angesprochen. Unter der Prämisse, die Interviews nicht an „neutralen Orten“, sondern an den jeweiligen Hauptschreiborten stattfinden zu lassen, wurde die bereits bestehende Enkulturation der Forschungsgruppe in das Feld bedeutsam. Denn wie sich schnell herausstellen sollte, befanden sich die Arbeitsplätze oftmals in den Privatwohnungen der Befragten. Entsprechend sei „das Ganze ... ja irgendwie so eine sehr intime Sache“ (Beate Deichler) und der forschende Zugang zu den persönlichen oder „intimen“ Arbeitsorten und -weisen setzte ein bereits im Vorfeld bestehendes Vertrauensverhältnis voraus. Deshalb haben wir unsere Interviewpartner*innen vor allem aus den im Rahmen eigener wissenschaftlicher Tätigkeiten geknüpften Kontakten akquiriert. Nichtsdestotrotz spiegelt sich in unserem Sample von sieben Befragten eine heterogene Bandbreite verschiedener Altersgruppen (zwischen Ende 20 bis Ende 50) sowie Karrierestufen bzw. Positionen (Doktorand*innen, promovierte Mitarbeiter, Juniorprofessor, habilitierter Privatdozent, Universitätsprofessor) wider.²⁵ Zugleich soll an dieser Stelle auf den keineswegs auf Repräsentativität zielenden Charakter qualitativer Studien verwiesen werden, deren Stichproben zu klein und zu unsystematisch bleiben (müssen), um valide Aussagen beispielsweise über generationelle oder karriereabhängige Unterschiede zu treffen. Diese Informationen sind im Rahmen unserer Fragestellung vielmehr als Kontextwissen für die qualitative Interpretation der jeweiligen Arbeitsweisen interessant bzw. werden zum Teil auch direkt von den befragten Wissenschaftler*innen als relevant für ihre gegenwärtige Arbeitsweise angeführt (vgl. hierzu KAPITEL 7).

Erkunden: Ausblick auf Aufbau und Inhalt

Dieses Buch ist kein klassischer Sammelband – dagegen spricht bereits die kollaborative Konzeption des Forschungsdesigns und das gemeinsam erhobene Datenmaterial –, sondern eine kollektive Monografie mit themenspezifischen Einzelkapiteln. Diese sind miteinander vernetzt und werden durch

ein weiterer Anlass für eine Fortführung der wechselseitigen Korrespondenz (vgl. den EXKURS).

25 Eine detaillierte Aufschlüsselung des Samples findet sich in KAPITEL 2.

die Einleitung und ein gemeinsam verfasstes Schlusskapitel konzeptuell zusammengehalten. So findet sich die kollaborative Arbeitsweise innerhalb unserer Forschungsgruppe sowohl in Inhalt als auch Struktur des Buches wieder.

Der erste Teil ARBEIT UND RÄUME schließt die zeitlichen und räumlichen Aspekte des *Library Life* auf. Konkret arbeitet Jennifer Ch. Müller in ihrem Kapitel *Arbeit – Macht – Sinn. Zur Entgrenzung von Arbeit im Wissenschaftsbetrieb* die Entgrenzung akademischer Arbeit in Hinblick auf die Dimensionen Zeit und Raum heraus. Im Kontext dieser Fragestellung wird deutlich, dass Arbeits- und Privatleben hier nicht mehr trennbar und mit dem klassischen Begriff von „Arbeit“ im Sinne von „Lohnarbeit“ zu fassen sind. Daran anschließend geht Anna R. Hoffmann in *Library Life? Räume kulturwissenschaftlichen Arbeitens* der für das Projekt grundlegenden Frage nach, in welchen Räumen und an welchen Orten überhaupt wissenschaftliches Arbeiten stattfindet. Es wird aufgezeigt, welche Ortsabhängigkeiten sich für die spezifischen wissenschaftlichen Tätigkeiten feststellen lassen und damit als räumliche Dispositionen das wissenschaftliche Arbeiten prägen.

Den Anfang des zweiten Abschnitts ZU DINGE UND PROZESSE macht Sebastian Brand mit dem Kapitel *Wissens-Dinge: Eine Phänomenologie des Wissen organisierenden Inventars im Library Life*. Er interessiert sich primär für die konkreten Objekte und Formen der Wissensorganisation und unterscheidet dabei zwischen Dingen, mit einer organisierenden Funktion und Dingen die organisiert werden müssen. Außerdem widmet er sich der Frage, inwiefern diese beiden Ebenen miteinander verschränkt sind und welche grundsätzlichen Ordnungsprinzipien sowie -zwecke sich feststellen lassen. Diese phänomenologische Inventarisierung der Wissensdinge führt Alexander Friedrich mit *Medienwahl und Medienwechsel: Zur Organisation von Operationsketten in Aufschreibesystemen* weiter, indem er anhand kontrastiver Einzelfallanalysen untersucht, in welche Operationsketten und auf welche Weise die Techniken und Dinge jeweils eingebunden sind.

Im dritten Teil TRADITION UND ERFAHRUNG befragt Laura Meneghello in *Wissenschaftliche Arbeit und Kreativität zwischen otium und negotium* die Ideenfindungs- und Konzentrationsstrategien der Befragten mit Hilfe unterschiedlicher historischer Bildungsbegriffe und eines darauf fußenden Bildungsverständnisses. Sie konstatiert ein unaufgelöstes Spannungsverhältnis zwischen Bildung als freie und befreiende Tätigkeit und Bildung als Job, der zügig zu Ergebnissen führen muss. Ergänzend untersucht Christian Wilke in dem Kapitel *Werkzeug der Wissenschaft – Zur Rolle des impliziten Wissens in der wissenschaftlichen Textproduktion* die Bedeutsamkeit impliziten Wissens für die Forschungsarbeit. Hierzu setzt er die Darstellungen und Äußerungen der Wissenschaftler*innen in Bezug zu gängigen Erkenntnis- und Wissenstheorien

und erörtert die Frage nach einem mit voranschreitender Professionalisierung einhergehenden (impliziten) intuitiven Wissenszuwachs.

Angesichts der in dieser Einleitung eingeräumten methodologischen Abkürzung folgt mit dem Kapitel *Arbeiten im Voll-Zug – Ein praxeographischer Reisebericht* ein EXKURS. Ausgehend von der zufälligen Beobachtung einer der interviewten Wissenschaftler*innen bei einer gemeinsamen Zugfahrt verdeutlichen Friedolin Krentel und Katja Barthel exemplarisch, wie eine Untersuchung situativer Arbeitspraxis aussehen kann und welche analytischen Bezüge, Ergänzungen und vor allem auch Widersprüche sich zu der erzählten Praxis der Befragten ergeben.

Zum Abschluss des Buches folgt im Abschnitt SCHLUSSBETRACHTUNG das von allen Autor*innen gemeinsam verfasste Schlusskapitel *Über gemeinsames Arbeiten in verteilten Schreibwerkstätten*, in dem die praktischen, empirisch-theoretischen, methodologischen und politischen Erkenntnisdimensionen unserer Forschung resümiert und diskutiert werden. Zudem werden im Sinne eines Forschungsausblicks abgeleitete Hypothesen und weitere Fragen als potenzielle Anschlussstellen für zukünftige Studien erörtert.